

ALEXANDER LOICHINGER, *Frage nach Gott*, Paderborn: Bonifatius 2003. 152 S., € 13,90. ISBN 3-89710-258-7.

Die an ein religiös interessiertes, aber nicht notwendigerweise theologisch vorgebildetes Lesepublikum gerichtete Veröffentlichung des Münchener Fundamentaltheologen behandelt Grundfragen der Theologischen Erkenntnislehre (Glaube, Theologie) und des traditionellen fundamentaltheologischen Traktats Religion (Gottesbeweise,

Theodizeeproblematik) im Kontext des Gesprächs von Naturwissenschaft und Theologie. Der Glaube wird in seiner Höchstform (nach christlichem Verständnis) grundlegend als personales (Gottes)-Vertrauen beschrieben (S. 17f.). Der Verfasser widerspricht damit zu Recht der bekannten Unterscheidung von Martin Buber, der den auf das Du orientierten Emuna-Glauben des AT einem angeblichen (sachhaften) Pistic-Glauben des NT konfrontiert. In der Präsentation der Theologie als Glaubenswissenschaft wird der einschlägige Artikel von Max Seckler aus dem Handbuch für Fundamentaltheologie (Bd. 4) in der weiterführenden Literatur zwar angegeben, aber nicht rezipiert. Loichinger kennt deshalb nur eine Grundform von Theologie, die er als wissenschaftliche Theorie und Methode ausgerechnet und merkwürdigerweise im 4. Jahrhundert (im Gefolge der Konstantinischen Wende) entstehen lässt (S. 25f.). Ob die vom Verfasser genannten ersten großen Theologen wie Ambrosius, Hieronymus, Gregor I. oder Johannes Chrysostomus tatsächlich Vertreter der Grundform Theologie als (Glaubens-)Wissenschaft sind, die ausdrücklich in den Universitäten des Mittelalters erscheint und deren Vertreter in der Gestalt des von Thomas von Aquin so benannten „magisterium cathedrae magistralis“ soziologisch zu einem eigenen Stand in der Kirche werden, mag man mit gutem Recht bezweifeln. Einen zentralen Platz nimmt die Kritik traditioneller Gottesbeweise ein, die mit Kant in den ontologischen, kosmologischen, teleologischen und moralischen Gottesbeweis ausdifferenziert werden. Die Darstellung vermag allerdings nicht immer zu befriedigen. Die Grundfrage ist schon, ob die traditionellen Gottesbeweise wirklich das zu sein beanspruchen, was Loichinger ihnen unterstellt (S. 41), nämlich ein „absolut“ (?) sicherer (bzw. gewisser) Beweis der Existenz Gottes. Die Problematik dieser Annahme zeigt sich schon in dem literarischen Genus des „Proslogion“, das in der Form eines Gebetes gehalten ist und von Anselm für seine „Mitbrüder“, also für bereits Glaubende, konzipiert ist. Den Vorwurf Kants an die Adresse Anselms hat übrigens

bereits zeitgenössisch mit Anselm Gaunilo formuliert. Auch Thomas von Aquin spricht nicht von fünf „demonstrationes“, sondern von „viae“ (Wegen bzw. Aufweisen). Diese „Wege“ enthalten nicht nur, wie behauptet (S. 47), den kosmologischen, sondern auch den teleologischen „Gottesbeweis“, sie finden sich nicht nur in der „Summa theologiae“, sondern auch in der „Summa contra Gentiles“, und sie greifen auf ältere (auch vor- und außerchristliche) Überlegungen zurück. Richard Heinzmann hat überzeugend nachgewiesen, dass gerade für Thomas (speziell in den fünf Wegen) Gott nicht unter das kategoriale Sein fällt und dem begreifenden Denken des Menschen grundsätzlich entzogen ist (De potentia 7,5). Besonders im von Kant entwickelten moralischen Gottesbeweis zeigt sich die Schwierigkeit der Auskunft, sie seien von ihren Verfassern als logisch oder erkenntnistäufig zwingende Beweise der Existenz Gottes vorgelegt. Kant formuliert seinen Gedankengang als Postulat im Rahmen der praktischen Vernunft, und John Henry Newmans Aussagen zum Gewissen als Ort einer Gotteserfahrung, die von Loichinger als Beispiel des moralischen Gottesbeweises interpretiert werden (S. 62f.), sind in Verbindung zu sehen mit den Überlegungen des „Essay in Aid of a Grammar of Assent“, die im Sinne Pascals die Hinwendung zum Glauben in einer Entscheidung aufgrund von Konvergenzgründen begründen. Als Antworten auf die Theodizeefrage nennt Loichinger die Prozesstheologie, die er kritisiert, und die unter anderem von John Hick entwickelte „person-making theodicy“ (S. 71-88). Nach den Konflikten zwischen Theologie und Naturwissenschaft(en) in der Neuzeit sei durch die Entdeckungen der Quantenphysik und die Chaostheorie ein neuer Raum des Eingreifens Gottes in der Natur eröffnet worden. Der Glaube „erscheint im Rahmen des neueren naturwissenschaftlichen Indeterminismus wieder als vernünftige und auch wissenschaftlich akzeptable Weltdeutung“ (S. 117). Maurice Blondel hat in seinem „Lettre sur l'apologetique“ eine derartige Argumentation ausdrücklich abgelehnt. Sie repräsentiert für ihn eine Fundamentaltheologie, die

sich nährt von den Brosamen, die von den Tischen der Besitzenden fallen. Als Einstieg zu einem Gespräch mit Naturwissenschaftlern andererseits kann diese Überlegung vielleicht tatsächlich hilfreich sein. In einem abschließenden Abschnitt thematisiert Loichinger die religiösen Erfahrungen als eine konkrete Erfahrungsbasis des Glaubens, die zwar in Einzelfällen durchaus als anfechtbar erscheinen, aber insgesamt (und zumal in den Erfahrungen der „großen religiösen Leitfiguren der Menschheitsgeschichte“) ohne logischen Selbstwiderspruch als vernünftig-plausible Möglichkeiten in der Weltdeutung vorgelegt werden können (S. 118-141).

Trotz mancher Rückfragen im Detail ist die kleine Studie eine nützliche Einführung in Grundthemen der fundamentaltheologischen Gott-Rede. Im Idealfall macht sie Lust, einige der genannten Problemfelder durch weiterführende Literatur (eine etwas selektive Liste, vom Verfasser selbst zusammengestellt, wird angeboten: S. 145-147) in ihrem geschichtlichen Diskussionsgang theologisch weiter zu bedenken.

*Wolfgang Klausnitzer*